

■ FASSETT GERD, *Die gemeinsame Verantwortung von Arzt und Seelsorger für die Kranken*. Mit einem Vorwort von Hans Müller-Fahlbusch. (92.) Grünewald, Mainz 1987. Kart. DM 16,80.

Im Rahmen einer erweiterten Dissertation wird der geschichtliche Wandel von Arzt und Seelsorger hinsichtlich Selbstverständnis, Abgrenzung und Zielsetzung erörtert. In Auswertung von protokollierten Seelsorgegesprächen an Kliniken werden Umfeld und Hintergründe von Erwartungshaltungen existentiell bedrohter Patienten und Bewältigungsstrategien des Gesprächspartners dargestellt. In Übereinstimmung mit anderen Arbeiten ähnlicher Thematik, auf die näher eingegangen wird, werden für die therapeutische Funktion eines Krankenhausseelsorgers gefordert: die Erlebniswelt des vital Betroffenen erkennen und anerkennen lernen, eingehen auf seine Erwartungshaltungen, respektieren von Wünschen. Dazu gehört, ein mittragender Gesprächspartner am Weg zur Selbst- und Zielfindung des Patienten zu werden. In Abgrenzung bzw. Ergänzung zu den anderen Arbeiten wird unter Bezugnahme auf die 74 Begegnungsprotokolle und viele Beistandsberufungen festgestellt: „Jeder Mensch braucht die Erfahrung des Begleiters als Transzendenzerfahrung.“ Deshalb suchen diese Menschen den Seelsorger primär nicht als menschlichen Begleiter, sondern sie suchen seinen priesterlichen Dienst. Aus den dargelegten Protokollen kommt zum Ausdruck, daß diese Kranken in der Begegnung mit dem Seelsorger auf der Heilswegsuche über die Sinnfragen hinaus um Glaubensantworten ringen und mit dem Seelsorger Trost und Frieden in den Selbstoffenbarungen Gottes suchen. Der im Titel umschriebene Imperativ wird durch die Ernstfallerfahrungen des westfälischen Klinikseelsorgers bekräftigt. Neben den für die Praxis aufschlußreichen Protokollen und die zu einer Doktorarbeit gehörenden statistischen Daten scheinen mir manche scheinbaren Nebensätze wichtig, wie z. B.: „Die Quelle geistlichen Trostes ist vielen Menschen heute verschlossen. Um sie neu zu entdecken, braucht es Menschen, die selbst Getröstete sind . . . und die die Erfahrung unausweichlichen Leidens erlebt haben . . .“ Diese Dikta sowie reichliche Literaturhinweise verweisen auch auf eine für alle Heilberufe wichtige Problematik.

Linz

Anton Hagen

KIRCHENGESCHICHTE

■ JACOBS MANFRED, *Das Christentum in der antiken Welt* (202.); *Die Reichskirche und ihre Dogmen* (182.). (Zugänge zur Kirchengeschichte Bd. 2—3 = Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 1510 u. 1525). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987. Kart. je DM 16,80.

Es ist das Ziel dieser „Zugänge zur Kirchengeschichte“, sich nicht auf die Darstellung der Ereignisse zu beschränken. Durch reichlich herangezogene Quellenzitate, die in den Kontext der Zeit hineingestellt werden, gelingt nicht nur eine Hinführung zur Vergangenheit, sondern vor allem das Aufzeigen von

deren Bedeutung für die nachfolgenden Epochen. Dabei wird aber auch klar erkennbar, daß es in der Kirche keine normative Ära gibt, sondern daß Kirche immer auch ein Produkt ihrer Zeit ist und sein muß. Soweit man es aus den vorliegenden zwei Bänden (der auf 11 Bde. berechneten Reihe) beurteilen kann, entspricht die Ausführung dem Vorhaben. Die starke Berücksichtigung profangeschichtlicher Vorgänge und die Akzentuierung der Theologiegeschichte stellen weitere Charakteristika des Werkes dar. Die Beifügung von Landkarten ist hilfreich, deren angestrebte Übersichtlichkeit (II,6) wird freilich nicht immer erreicht (vgl. z. B. III, 26, 150, 155). Die Karte über die Verbreitung des Christentums um 325 (II, 162ff) zeigt Noricum als weißen Fleck. Dabei gibt es gerade hier zahlreiche christliche Funde; und die „Passio S. Floriani“ läßt durch die Erwähnung von 40 Märtyrern unter Diokletian mit Sicherheit eine Gemeindebildung bereits im 3. Jh. erschließen. Zum Inhaltlichen sei nur soviel gesagt, daß Bd. 2 der Frage nachgeht, wie aus der Jesus-Bewegung eine Großkirche wurde; Bd. 3 behandelt den Durchbruch des Christentums zur Leitreligion des Römischen Reiches.

Das Werk kann sich in der Hand des Lehrers, der Geschichte nicht in Geschichten auflösen, sondern eben einen „Zugang“ zur Geschichtlichkeit der Kirche vermitteln will, als sehr nützlich erweisen. Man darf den weiteren Bänden mit Erwartung entgegensehen.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ DIEZ KARLHEINZ, *Christus und seine Kirche*. Zum Kirchenverständnis des Petrus Canisius. (Konfessionskundliche und kontroverstheologische Studien, Bd. 51). (392.) Bonifatius, Paderborn 1987. Ln. DM 48,—.

Petrus Canisius (1521—1597) gehörte der zweiten bzw. dritten Generation katholischer Kontroverstheologen des Zeitalters der Reformation an, während die anderen, Erasmus, Thomas Morus, John Fisher, Johannes Eck, Johannes Cochläus ältere und direkte Zeugen der Anfänge Luthers waren. Diese zeitliche Einordnung gründlich zu bedenken ist für das Verständnis des Jesuiten, Katecheten und Bildungsmanagers Canisius unabdingbare Voraussetzung. Das bedenkt der Verfasser und sein Gewährsmann A. Troll S. 27 zu wenig, wenn er den Holländer Canisius zwar als „christlichen Humanisten“ gelten läßt, aber seine Reserven gegenüber seinem Landsmann Erasmus herausstellt. Eines ist etwas plakativ festzustellen: Es gäbe keinen Canisius ohne Erasmus (mit ihrem Vorrang des Katechetischen vor dem Theoretischen, dem Spirituellen vor dem Spekultativen, dem positiv Biblisch-Patristischen vor dem Scholastischen, dem Existentiellen vor dem Intellektuellen, dem Literarischen vor dem Traktathaften). Wer geschichtlich, d. h. in Perioden und zeitlichen Differenzen denkt, darf sich über die kritischen Worte eines Vertreters der zweiten Generation nicht wundern. Vielmehr müßte man sich über deren Absenz verwundern. Sowohl Erasmus wie Thomas Morus hätten nach den Erfahrungen der ersten Jahre der Reformation vieles nicht mehr so freimütig geschrieben wie vorher. D. h., Canisius gehört der Genera-

tion an, in der die konfessionellen Lager voll daran waren, sich „abzumauern“.

Das Problem bei der vorliegenden Arbeit war, daß der Verfasser eine „Theologie“ (Christologie, Ekklesiologie) zu erarbeiten hatte, wo eigentlich in den Quellen keine solche im strengen Sinn intendiert war. Natürlich gibt es keinen Katecheten oder Apologeten, der nicht auf ein Minimum an rationaler Verarbeitung und Spekulation angewiesen wäre. Das gilt auch für Canisius. Was ich bei diesem bewundere, ist sein Ringen um die Kurzformeln des Glaubens. Auch seine patristischen Florilegien (im Sinne der rhetorischen *Copia*) waren nicht Ergebnis geistloser Sammelarbeit, sondern, in einer modischen Tradition stehend, Ausdruck einer Zeit, die sich immer noch an Autoritäten orientierte. Auch hier müßten subtil die Auswahlprinzipien und Subtilitäten erhoben und gedeutet werden. Canisius wollte primär Seelsorger sein und die *cura animarum* hielt er mit Gregor dem Großen für den Inbegriff aller Wissenschaft (S. 22). Das war seine Absicht und die haben wir auch heute noch zu respektieren. Etwas anderes oder Tiefsinnigeres bei ihm zu suchen, birgt die Gefahr der Überinterpretation. Der Verfasser besitzt allerdings genug Problembewußtsein, um sich dieser Gefahr prinzipiell bewußt zu sein. Das Buch ist daher aufrichtig, substantiell und gediegen. Man wird daraus vieles über die tridentinische Glaubenslehre erfahren. Dabei war es besonders verdienstvoll, daß der Verfasser auch ungedrucktes Material auswertete. Es soll kein abwertendes Urteil sein, wenn ich die Arbeit als Erschließung theologischer Gebrauchsliteratur des Reformationszeitalters ansprechen möchte. Die Quellen dieser Zeit enthalten ständig Klagen über zu wenig qualifizierte Theologen im Ursprungsland der Reformation. Diese waren damals in Spanien und Italien zu finden. Im Reich verbrauchte sich die Intelligenz in der Kontroverse.

Salzburg-Wilhering

Gerhard B. Winkler

■ DIONNE J. ROBERT, *The Papacy and the Church. A Study of Praxis and Reception in Ecumenical Perspective*. (524.) Philosophical Library, New York 1987. Ln. \$ 29,95.

Das Buch „Unfehlbar?“ von Hans Küng erfährt in dieser voluminösen amerikanischen Doktorarbeit eine respektvolle, späte, wenngleich m. E. nicht ganz verdiente Erwiderung. Das heißt nicht, daß der amerikanische Theologe jeder einzelnen der wild umherfliegenden Federn der journalistisch gemeinten Invektiven des Tübinger Theologen nachlaufen würde. Das wäre eine unmögliche Sisyphusarbeit. Vielmehr versucht er mit umfassendem historischen Quellenmaterial den Vor- und Teilfragen der Infallibilitätserklärung von 1870 nachzugehen und ihre Wirkungsgeschichte aufzuklären. Das scheint mir zunächst der richtige Weg einer positiven Bewältigung des Problems. Der Verfasser präsentiert mir bislang unbekanntes detailliertes Material vor allem aus französischen Bibliotheken und Archiven, in denen in dramatischer Weise z. B. das Ringen um das Dogma der *Immaculata Conceptio* (1854) deutlich wird. Ich bin persönlich der Meinung, daß Apologe-

tik berechtigt ist, wo man ein historisches Unrecht bekämpfen kann und der Wahrheit dient. In diesem Fall fürchte ich nur, daß das mit Fleiß und Intelligenz verfolgte Ziel nicht immer erreicht wird. Ich wenigstens war unangenehm über das niedrige Niveau der historischen Diskussion über die beiden Mariendogmen (auch das der *Assumptio* 1950) berührt. An sich ist für den Eingeweihten solch eine Erfahrung nichts Ungewöhnliches, weiß man doch, wie schnell die dogmatischen Konstrukte auch der großen Vertreter ihres Faches veralten. Aber m. E. braucht es ein hohes Maß von historischer Interpretation und eine volle Aufdeckung der geschichtlichen Motivation, um die theologischen Gedankengänge der Theologen von Pius IX. bis Pius XII. dem heutigen Leser so verstehbar zu machen, daß er nicht mangels Kommunikation Ärgernis nehmen muß. Ich persönlich halte das Buch des Bochumer Fundamentaltheologen Hermann Josef Pottmeyer „Unfehlbarkeit und Souveränität“ (1975) immer noch für die beste mir bekannte Arbeit zum inneren Verständnis der Vorgänge um das Erste Vatikanum.

M. E. müßten in diesem Zusammenhang noch eine Reihe historischer Fragen gründlicher als bislang erforscht werden, um zu einer fundierten Mentalitätsgeschichte des Katholizismus der industriellen Revolution zu gelangen. Der Problemkreis „Staatskirchentum und Religionsfreiheit“ war in der Alten Welt im 19. Jh. noch ein Strukturproblem, in Amerika war es eines des politischen Enthusiasmus. Und doch müßte für ein besseres Verständnis der Unfehlbarkeitsdebatten des 19. und frühen 20. Jh. das strukturell wirksame Staatskirchentum ganz konkret studiert werden. Darüber ist im einzelnen viel zu wenig bekannt. Es ist auch m. E. noch nie öffentlichkeitswirksam und solide untersucht worden, wie weit die Religionsphilosophie des 19. Jh. auch gewisse ultramontane Kreise derart geprägt hatte, daß es ihnen lieb gewesen wäre, täglich zum Frühstück eine „Religionsproduktion“ in Form einer päpstlichen Dogmatisierung zu lesen. Ein Zeitalter, dem nichts unerreichbar und alles „machbar“ schien, mußte sich auch Religion und Glaubenstradition gegenüber aggressiver verhalten als frühere Jahrhunderte. M. E. dient man der Ökumene wissenschaftlich am besten durch klare Begriffe, die aus einem umfassenden Verstehen des Gewordenen erwachsen. Denn ohne Liebe wird es keine Ökumene geben. Wie aber kann man lieben, ohne zu verstehen? Und wie kann ökumenische „Liebe“ bestehen ohne (historische) Wahrheit?

Salzburg-Wilhering

Gerhard B. Winkler

■ GAMBER KLAUS, *Das Patriarchat Aquileja und die bairische Kirche*. Gesammelte Studien. (Studien Patristica et Liturgica, Fasc. 17). Pustet, Regensburg 1987. Brosch.

Das anregende kleine Buch enthält interessante Aufsätze zur bairischen Liturgiegeschichte von der Völkerwanderungszeit bis ins 8./9. Jh. Der Nachweis enger Beziehungen der bairischen Kirche zu Aquileja sowie von Regensburg zu Böhmen überzeugt, in Einzelheiten wird man auch andere Positionen vertreten können. Daß der Codex Millenarius von Krems-